

Stellt die Antennen auf!

Helmut Lachenmann isst Pälzer Grumbeersupp in Rockenhausen: Der einflussreichste lebende deutsche Komponist wird demnächst 90 Jahre alt. Das Festival Neue Musik hat schon mal vorgefeiert – zusammen mit ihm.

VON FRANK POMMER

In der modernen Medienwissenschaft spricht man vom Journalisten auch als „Disruptor“. Auf Deutsch könnte man das mit Störer oder Störenfried übersetzen. Der gebürtige Stuttgarter Helmut Lachenmann erfüllt eine solche Funktion im Musikbetrieb seit seinen ersten Kompositionen in den 1960er Jahren. Er ist ein Unbequemer, tatsächlich ein Störer, der uns nicht in Frieden lässt. Seine Musik ist seit über 60 Jahren eine Zumutung im allerbesten Sinne es Wortes.

Er selbst spricht von der Musik als „existenzieller Erfahrung“. Gefühl, Schönheit um ihrer selbst Willen, Melodien, das alles kümmert ihn nicht. In einem seiner jüngsten Interviews im Magazin „Concerti“ hat er festgestellt: „Expressive Musik interessiert mich nicht. Ich würde niemals eine Covid-Sinfonie oder ein Holocaust-Oratorium schreiben. Die hört man sich an, ist tief bewegt, wie es sich gehört, und geht hinterher einen saufen.“ Letzteres Bedürfnis hat man nach einem Konzert mit Lachenmann-Werken eher nicht. Vielmehr möchte man davonlaufen, möchte sich in Mozarts Melodienseligkeit stürzen. So sperrig, so belastend, ja so anstrengend ist das. Wir, als Zuhörer, sind Teil seines Musikverständnisses, das bei ihm immer auch eine politische Komponente hat. Schließlich war der Marxist und Sozialist Luigi Nono sein wichtigster Lehrer.

Illusion und Wirklichkeit

Nicht nur lehnt Lachenmann den Klang als Wohlklang ab, er bezieht den Moment seiner Erzeugung auch mit in seinen musikalischen Kosmos ein. Wie sollen also nicht nur hören, wie anders, überraschend und verstörend Musik klingen kann; wir sollen auch hören, warum sie so klingt, wie sie erzeugt wird. Das ist auch in seinem Werk für zwei Gitarren mit dem Titel „Salut für Caudwell“ so, das beim



Helmut Lachenmann lauscht gebannt der Aufführung seiner Musik in der Donnersberghalle in Rockenhausen.

FOTO: JULIA HOFFMANN

Festival in Rockenhausen erklingt.

Christopher Caudwell war ein britischer Kommunist, der 1937 als Freiwilliger im Spanischen Bürgerkrieg im Kampf gegen den faschistischen Diktator Franco gefallen ist. Die beiden Solisten spielen nicht nur Gitarre, sie zitieren auch einen Text aus Caudwells Schrift „Illusion und Wirklichkeit“. So explizit politisch wie in dieser Komposition aus dem Jahr 1977 war Lachenmann vielleicht nur noch in seiner Oper „Das Mädchen mit den Schwefelhölzern“, die 1997 in Hamburg uraufgeführt wurde.

Den Solisten verlangt das Stück Unfassbares ab. Sie müssen, wie sie nach dem Konzert bei einem Glas Wein erzählen, Dinge tun, die sie als Gitarristen sonst nie tun. Lachenmann, den elektronische Musik nie wirklich fasziniert hat, gelingt es sprichwörtlich, Unerhörtes im Sinne von noch nie Gehörtem zu erschaffen. Die Gitarren jaulen, singen, bellen, schreien, jam-

mern, jubeln. Mal in einem peitschenden Rhythmus, mal scheint die Musik stehenzubleiben, innezuhalten. Das fast 50 Jahre alte Werk hat nichts von seiner eindringlichen Wirkung eingebüßt. Das kann man von nicht so vielen Kompositionen der Gegenwartsmusik sagen.

Und Mats Scheidegger und Stephan Schmidt jagen uns gleich zwei Mal durch diesen Parforceritt. Auf die erste Erschütterung folgt im zweiten Durchlauf die zumindest angedeutete Erkenntnis. „Man muss die Antennen aufstellen“, fordert Lachenmann in der Pause. Man versteht dann mehr, beobachtet auch vorher übersehene Details. Und sieht, wie die beiden Ausnahmemusiker auf der Gitarre wischen, klopfen, schlagen, wie sie zusammenfinden, wo sie die Partitur doch eigentlich auseinandertreiben will, so exakt sie auch komponiert ist.

„Diese Musik ist eine Irritation“, sagt Lachenmann völlig richtig. „Die



Mats Scheidegger (rechts) und Stephan Schmidt spielen Helmut Lachenmanns „Salut für Caudwell“.

FOTO: JULIA HOFFMANN

Frage ist nur: Wie gehen wir mit dieser Irritation um?“ Was er meint: Lassen wir sie zu, öffnen wir uns? Oder schotten wir uns ab, empfinden wir die Zumutung nur als eine solche und eben nicht auch als eine Bereicherung.

Musik als Abenteuer

Dabei kann man es ja eigentlich gar nicht anders sehen. Vor allem dann nicht, wenn man das unfassbare Glück genießt, dass der Komponist sich selbst über sein Werk äußert. Der am 27. November 90 Jahre alt werdende Lachenmann tut das in einer Weise, die fesselt. Die neugierig macht. Er macht keinen Hehl daraus, dass zwei Konzerte mit drei jeweils halbstündigen Werken von ihm kein Kindergeburtstag sind. Wer sich berieseln lassen will, kommt nicht auf seine Kosten. Wer aber ein Abenteuer erleben will, der ist schon immer richtig bei

diesem außergewöhnlichen Festival in der nordpfälzischen Provinz, das es ohne die Kulturmanagerin Lydia Thorn-Wickert nicht geben würde.

Lachenmann genießt zwischen den Konzerten die Pfälzer Grumbeersupp, die von den Landfrauen aus Rockenhausen zubereitet wurde. Dieser Mann, der ja fast schon über den Status einer lebenden Legende hinausge- langt ist, ist so wunderbar unkompliziert, zugewandt, unpräventiös, dass alles, was er sagt, zur Einladung wird. So nach dem Motto: „Komm, trau Dich. Hör einfach mal rein und lass Dich überraschen!“

Und das tun die Menschen dann auch beim zweiten Konzert des Tages. Lachenmann hat nun mit Yukiko Sugawara eine ihm vertraute Anwältin seiner Musik auf dem Podium, schließlich ist sie seine Ehefrau und überdies eine brillante Pianistin, die den immensen Anforderungen seiner „Serynade“ mehr als gewachsen ist.

Sie stürzt sich mit beiden Unterarmen auf die Tastatur, zupft Saiten, entlockt dem Klavier, das Lachenmann als „bürgerliches Möbelstück“ erkannt hat, Töne, die wir noch nicht gehört haben. Das hat mit einer Klaviersonate gar nichts mehr zu tun. Und mit einer Serenade noch weniger. Es ist vielmehr so, dass wir wieder einmal von Lachenmann eine Aufgabe gestellt bekommen, an der wir mächtig zu knabbern haben. Und ehe wir zu einer Lösung gelangen, folgt auch schon das letzte Stück dieses Tages in Rockenhausen.

„Got Lost“, für Klavier und Singstimme. Das aber kennt man doch jetzt. Liedgesang, so ein bisschen wie Schubert oder Schumann oder Brahms. Nicht mit Helmut Lachenmann, der uns ja vorbereitet: „Die Singstimme ist ja als solche schon so expressiv, das ist mir suspekt.“ Ach, Helmut, würde man gerne sagen, Du Zauberer. Als wenn Lachenmann der Expressivität wirklich aus dem Weg gehen würde. Nur hören wir eben eine Lachenmann-Expressivität. Und die hat es in sich.

Neue Horizonte

Die Texte werden zerstückelt, wenn man so will, ihrer Semantik, nie aber ihrer Würde beraubt. Sie werden überführt in eine neue Sinnhaftigkeit. Die einzelne Silbe wird zum schmerzhaften Schwert, das in unsere Erwartungshaltung hineinschneidet. Das tut weh, das sicherlich, aber es reißt eben auch neue Horizonte auf. Und die Sopranistin Yuko Kakuta leistet Schwerstarbeit. Murmelt, zischt, grunzt, singt in den offenen Flügel, schnalzt, schlägt sich auf die Wangen. Und ist so eine großartige Türöffnerin in das geheime Klangreich von Helmut Lachenmann.

Und wir, die wir jetzt drei Lachenmann-Werke hören durften, während der Meister neben uns saß? Wir haben das Gefühl – wie nach einer kalten Dusche am Morgen. Da hat uns jemand die Ohren geputzt. Danke dafür, Rockenhausen!